



Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung

1912–1966

**STADT
GESCHICHTE
BASEL**

Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung

Stadt an der Grenze in einer Zeit der Gefährdung

Basel 1912–1966

Céline Angehrn
Noëmi Crain Merz
Isabel Koellreuter
Franziska Schürch

Herausgegeben
von Caroline Arni

Inhalt

- 8 Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel

Caroline Arni

- 11 Zur Einführung

Franziska Schürch

18 Immer Krieg, nie Krieg. Der Rhythmus des Jahrhunderts

- 20 Für den Frieden! Das Pulverfass Europa und ein Kongress in Basel
- 24 Der Erste Weltkrieg: Geschlossene Grenzen, soziale Not
- 36 Zwischen den Kriegen: Mit Klassenkämpfen in die Nachkriegszeit, geeint in die nächste Vorkriegszeit
- 47 Der Zweite Weltkrieg: Nationaler Wehrwille, Neutralitäts- und Flüchtlingspolitik
- 63 Kalter Krieg: Antikommunismus, Dekolonialisierung und eine neue Friedensbewegung

Noëmi Crain Merz

76 Gestalten und Verwalten. Städtische Politik in einer vielfältigen Gesellschaft

- 78 Vermischt und abgeschottet: Das Gefüge der Bevölkerung
- 95 Fürsorge, Regulierung, Kontrolle: Die Verwaltung wächst
- 109 Mann, Schweizer, Stimmürger: Eine Minderheit bestimmt
- 121 Eine Tradition im Wandel: Die Fasnacht als Politikum

Isabel Koellreuter

**134 Warenflüsse, Geldströme, Arbeitsmärkte.
Wirtschaften an der Landesgrenze
und darüber hinaus**

- 136 Zeit des Wassers: Hafen und Handel
- 145 Kohle, Getreide und Geld: Was eine Wirtschaft am Laufen hält
- 157 Von Farben und Heilmitteln: Eine Industrie setzt sich durch
- 171 Gezählt und ungezählt: Die Stadt als Ort der Arbeit
- 183 Yeah! Auf der Schwelle zur Konsumgesellschaft

Céline Angehrn

**192 Bauten und Natur.
Die Ordnung der urbanen Welt**

- 194 Dächer über den Köpfen: Mehr Häuser für mehr Menschen
- 202 In die Horizontale, in die Vertikale: Wohnungsbau
in alle Richtungen
- 208 Herausbildung einer funktionalen Stadt:
Infrastrukturgürtel und Zentrumsbildung
- 218 Beschleunigte Mobilität: Ein Durchkommen für
den Massenverkehr
- 226 Verschwunden und zurückgeholt:
Veränderungen der Stadtnatur
- 235 Arrangements des Zusammenlebens:
Haustiere, Zootiere und Versuchstiere

Céline Angehrn

**248 Orientierung in der Moderne.
Reform, Religion und Expertise**

- 250 Für eine andere Gegenwart:
Reformbestrebungen und Schutzbemühungen
- 261 Religion im Wandel: Zwischen Kirchenbau, Ökumene
und Säkularisierung
- 276 Grosse Bühne für die Expertise: Auf dem Weg
zu einer Wissensgesellschaft

293 Anhang

- 294 Abkürzungsverzeichnis
- 295 Quellen- und Literaturverzeichnis
- 310 Bildnachweis
- 312 Personenregister
- 314 Sach- und Ortsregister
- 319 Autorinnen und Autoren
- 320 Dank

Geleitwort zur Stadt.Geschichte.Basel

Von den ersten Siedlungsspuren bis ins 21. Jahrhundert: Die neue Stadtgeschichte erzählt in neun Einzelbänden sowie einem Überblicksband die lange und bewegte Geschichte von Basel und seinen Bewohnerinnen und Bewohnern von den Anfängen bis zur Gegenwart.

Das Projekt Stadt.Geschichte.Basel ermöglichte Geschichtsschreibung unter ungewöhnlichen und kreativen Bedingungen. Konzipiert für ein breites Publikum, wurde die neue Gesamtdarstellung von professionellen Forschenden aus der Archäologie und den Geschichts- und Kulturwissenschaften verfasst. Sie entstand nah an der Forschung, ohne ein universitäres Projekt zu sein, getragen von staatlichen und privaten Geldgebern, entwickelt im Kontakt mit der Bevölkerung. Nicht zuletzt macht die neue Basler Geschichte als erste Kantongeschichte der Schweiz ihre Forschungsdaten unter <https://forschung.stadtgeschichtebasel.ch> langfristig frei zugänglich.

Die seit den 1980er-Jahren bestehende Idee, eine neue, zeitgemässe Geschichte Basels zu erarbeiten, griff der Verein Basler Geschichte 2011 zusammen mit dem Departement Geschichte der Universität Basel auf. Kurz zuvor hatten bereits verschiedene parlamentarische Vorstösse dasselbe Ansinnen formuliert. Der politische Wille folgte 2016 dieser Bewegung, indem der Grosse Rat des Kantons Basel-Stadt zwei Drittel der budgetierten Mittel sprach.

Ein Team von über fünfzig Forschenden und Mitwirkenden aus der ganzen Schweiz sowie aus Deutschland, Österreich, Frankreich und weiteren Ländern setzte das ambitionierte Projekt um. Die acht chronologisch angelegten Einzelbände, der neunte Band zum städtischen Raum sowie der Überblicksband waren in der Wahl ihrer thematischen Schwerpunkte wie auch in der Gestaltung ihrer Kapitelstruktur weitgehend autonom. Sie sollten den spezifischen Charakter ihres jeweiligen Zeitraums berücksichtigen und eigene Schwerpunkte setzen, ohne einem festgelegten Raster zu folgen. Wichtig war die Möglichkeit, neue Themen einzubringen, die in älteren Gesamtdarstellungen fehlen. Das Projekt setzte zudem Akzente in Hinblick auf die *Longue durée*, also epochenübergreifende Prozesse über alle Bände hinweg, sowie mit drei aktuellen Forschungsperspektiven aus der Archäologie und den Geschichtswissenschaften: ‹Verflechtung und Multikontinuität›, ‹Mensch und Nichtmensch›, ‹Kontinuitäten und Diskontinuitäten›.

Der Blick auf «Verflechtung und Multilokalität» eröffnet die Chance, die Stadt in ihren regionalen, überregionalen, internationalen und globalen Bezügen und Zusammenhängen zu verstehen. Die Frage nach dem Verhältnis von «Mensch und Nichtmensch» lässt die Stadt zum Raum werden, in dem Menschen, Tiere und Dinge koexistieren, sich aber auch konkurrenzieren und gegenseitig prägen. Die Frage nach «Kontinuitäten und Diskontinuitäten» verlangt schliesslich ein Nachdenken über epochale Zäsuren. Denn mit der Festlegung von Anfang und Ende wird auch der Gang der Erzählung bestimmt. So können wichtige Ereignisse oder Einschnitte wie zum Beispiel die Reformation, die Kantonstrennung oder die beiden Weltkriege als Beginn oder Abschluss einer Entwicklung begriffen werden. Daher wurde entschieden, die einzelnen Bände nicht durch scharfe Zäsuren voneinander abzugrenzen, sondern vielmehr beide Perspektiven – Beginn und Abschluss – durch zeitliche Überschneidungen präsent zu halten.

Aufgrund des grossen Engagements des Vereins, der Unterstützung durch die Regierung, die Universität, das Departement Geschichte und die Vindonissa-Professur des Departements Altertumswissenschaften sowie dank der grosszügigen Förderung durch den Grossen Rat des Kantons Basel-Stadt, verschiedene Stiftungen und Institutionen, Unternehmen und zahlreiche Einzelpersonen wurden die Voraussetzungen für die Erarbeitung einer neuen, umfassenden und zeitgemässen Darstellung der Geschichte Basels geschaffen. Dass diese schliesslich realisiert werden konnte, ist der ebenso kompetenten wie ungemein engagierten Arbeit aller Autorinnen, Autoren und Mitarbeitenden zu verdanken. Sie wurden dabei tatkräftig von den Herausgeberinnen und Herausgebern unterstützt, welche die inhaltliche Gesamtverantwortung für die einzelnen Bände trugen. Zusammen mit externen wissenschaftlichen Beraterinnen und Beratern brachten sie alle ihr Fachwissen, ihre Erfahrungen und Perspektiven samt einem hohen Mass an Engagement in das Projekt ein. Das Gleiche gilt für den Stiftungsrat, der mit grosser Verlässlichkeit dafür sorgte, dass die neue Stadtgeschichte gedeihen konnte. Nicht zuletzt gelang es dank der umsichtigen Arbeit der Projektleitung, das gleichermaßen inhaltlich anspruchsvolle wie organisatorisch komplexe Projekt erfolgreich, termingerecht und in kollegialer Zusammenarbeit umzusetzen.

Zahlreiche Gedächtnisinstitutionen wie Archive, Bibliotheken, Museen und historische Vereine, darunter die Kantonale Denkmalpflege Basel-Stadt, die Archäologische Bodenforschung des Kantons Basel-Stadt, das Kantonale Grundbuch- und Vermessungsamt, das Historische Museum Basel und viele andere mehr, haben in vielfältiger Art und Weise zum Gelingen des Projekts beigetragen. Das Büro icona basel entwickelte eine Formsprache, die aktuelle Lesegewohnheiten

mit klassischen Gestaltungsprinzipien verknüpft, und der Christoph Merian Verlag trug in bewährt hoher Qualität die gesamte Organisation der Buchproduktion.

Ihnen allen möchten wir für die gute Zusammenarbeit und die schönen Erfahrungen, die wir im Rahmen des Projekts *Stadt.Geschichte.Basel* machen durften, sehr herzlich danken.

Im Namen des Stiftungsrats

Regina Wecker

Im Namen der Herausgeberschaft

Susanna Burghartz, Martin Lengwiler

Im Namen der Projektleitung

Patrick Kury

Zur Einführung

Caroline Arni

Anfang und Ende: Warum 1912 bis 1966?

Dieser erste von zwei Bänden zur Geschichte Basels im 20. Jahrhundert umfasst die Zeit von 1912 bis 1966. Er beginnt mit dem Friedenskongress der Sozialistischen Internationale, zu dem sich die internationale Arbeiterbewegung in der Stadt einfand. Die Staatsoberhäupter sollten sich besinnen, damit keine Kriege mehr die Welt verwüsteten — das war die Hoffnung und auch die Forderung, die durch die Stadt tönte. Doch nur anderthalb Jahre später traf das Gegenteil ein. Von nun an gab der Krieg dem Jahrhundert den Takt vor. So bestimmend wurde er, dass Historikerinnen selbst Friedenszeiten nach ihm benennen sollten: Auf den Ersten Weltkrieg folgte die «Zwischenkriegszeit», die in den Zweiten Weltkrieg und den Holocaust mündete, worauf die «Nachkriegszeit» einsetzte, in der sich der «Kalte Krieg» breitmachte und «heisse Kriege» zur Befreiung afrikanischer und asiatischer Länder aus der europäischen Kolonialherrschaft ausgefochten wurden. Immer war Krieg — aber nie in Basel. Oft genug jedoch lag die Stadt an der Grenze in der Nähe kriegerischen Geschehens, spürte die Gefährdung und traf Vorkehrungen für das Schlimmste. Und noch einmal wurde Basel Bühne für den Pazifismus: Im Frühling 1965 gelangte der erste Ostermarsch der Deutschschweiz auf eben dem Münsterplatz an, der ein halbes Jahrhundert zuvor schon Friedensbewegte empfangen hatte.

Die Jahre um 1912 standen nicht nur am Anfang einer neuen Zeit, die in der Fachliteratur das «kurze 20. Jahrhundert» genannt wird. Sie schlossen auch das vorhergehende «lange 19. Jahrhundert» mit seinen tiefgreifenden Transformationen ab: Industrialisierung, Urbanisierung, Demokratisierung, europäischer Imperialismus — all das trat jetzt als Zeichen einer neu «Moderne» genannten Epoche ins kritische Bewusstsein der Zeitgenossinnen. Als «unvollendete» Moderne erschien sie denen, die auf das immer noch nicht eingelöste Versprechen der Gleichheit und Freiheit *aller* pochten — so der Frauenbewegung, die politische Rechte einforderte, oder der Arbeiterbewegung, die für soziale Gleichheit kämpfte. Eine «übersteigerte» Moderne konstatierten jene, die die Menschen von wirtschaftlichen, technischen, kulturellen Revolutionen überfordert wähnten — so die vielen

Reformbewegungen, die eine Entfremdung von Geschichte und Natur fürchteten. Diese Bewegungen sollten das ganze 20. Jahrhundert prägen. Wir setzen deshalb das Ende des hier behandelten Zeitraums im Jahr 1966, als in Basel das kantonale Frauenstimmrecht angenommen wurde: ein Meilenstein in der Bewegungs geschichte und der politischen Verfassung der Stadt. Zugleich leitet dieses Ereignis zum anschliessenden Band 8 («Auf dem Weg ins Jetzt. Seit 1960») über, setzt die dort behandelte Zeit doch mit einer Reihe von Protestbewegungen ein, die alte Anliegen auf neue Weise vorbrachten, aber auch neue Anliegen formulierten – so etwa die Umweltbewegung, die Frauenbefreiungsbewegung oder die Studenten bewegung.

Wie sich die Stadt veränderte

Das erste Kapitel spannt die Zeit von 1912 bis 1966 in ereignisgeschichtlicher Hinsicht auf und zeichnet die Chronologie des Zeitraums nach. Es handelt jedoch nicht nur von Ereignissen, sondern auch, wie die folgenden Kapitel, von charakteristischen Veränderungen in der Stadt. Als Grenzstadt wurde Basel in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts immer wieder auf das Lokale zurückgeworfen: seine Lage an der Landesgrenze, die die Stadt dem Weltgeschehen auf besondere Weise aussetzte. Die Kriege näherten sich ihr nicht nur, sie prägten sie auch: Wo vorher kein grosser Unterschied gemacht worden war zwischen jenen, die aus dem Badischen und dem Elsass und auch aus Italien kamen und jenen, die aus anderen Schweizer Kantonen zuzogen, wurden nun Grenzen zwischen In- und Ausland gezogen, markiert am Boden und befestigt durch Zäune in Kriegszeiten, polizeilich kontrolliert als Unterscheidung auch in Friedensjahren zwischen Hiesigen und «Fremden». Es begann die Zeit der «Grenzregimes» in Territorium und Recht, während die Konflikte und Katastrophen, die in Europa und der Welt wüteten, in die Stadt hineinwirkten. Eine Verständigung über Demokratie und Humanität wurde nötig und die Debatte darüber auch geführt – unter dem besonderen Vorzeichen der schweizerischen Neutralität.

Das zweite Kapitel richtet den Blick auf die Menschen, deren Gefüge zu einem Ganzen seit dem 19. Jahrhundert mit dem Neologismus «Gesellschaft» bezeichnet wird. Es ist kein Zufall, dass die Universität Basel just zu Beginn des hier behandelten Zeitraums, nämlich 1914, ihren ersten Lehrauftrag für Soziologie vergab. Auch in Basel stellte sich die Frage, wie sich ein Kollektiv von Menschen organisieren soll, die einen Raum miteinander teilen, aber nicht alle Rechte und Pflichten, die separate Gemeinschaften bilden, sich aber auch untereinander einigen

müssen, die mitunter vieles trennt, die aber auch gemeinsam feiern – beispielsweise an der Fasnacht. All dies war Gegenstand der politischen Auseinandersetzung. Zugleich wurde die Gesellschaft zum Gegenstand behördlichen Handelns, was die Verwaltung um ein Doppeltes anwachsen liess. Die Stadt gab sich neue Pflichten gegenüber ihren Bewohnerinnen und Bewohnern – und griff auf neuartige Weise in deren Leben ein: Sie versorgte sie mit Bildung und disziplinierte ihr Verhalten mit Vorstellungen über geeignete Eheschliessungen oder gesunden Konsum, sie kümmerte sich um Arme, Arbeitslose und Kranke.

Im dritten Kapitel wird beschrieben, wie die Formen des Wirtschaftens von lokalen und zeitspezifischen Gegebenheiten geprägt wurden. Warenfluss ist hier keine Metapher: Am Anfang des Jahrhunderts stand der Bau eines Rheinhafens, der Basel als Knotenpunkt im Netz des Welthandels bestärkte. Von Kriegen und Krisen immer wieder zurückgeworfen auf das Lokale und Nationale, vergrösserte das unternehmerische Handeln im Gegenzug seine Reichweite: Firmen wurden global, gerade auch die chemisch-pharmazeutischen, und zugleich trugen sie dazu bei, den Charakter der Stadt als industrielles Zentrum zu bewahren. Dieses zog Arbeitskräfte an, aber was als Arbeit gelten sollte, war nicht selbstverständlich: Zunehmend zerfiel sie einerseits in bezahlte und von der Statistik erfasste, andererseits in unbezahlte und unsichtbar gemachte Arbeit. Am Ende dieser Phase stand Prosperität – eine Konsumgesellschaft nahm Konturen an, wenn auch zögerlich: Die Mängelerfahrungen der vergangenen Jahrzehnte waren noch nicht vergessen.

Das vierte Kapitel zeichnet die Umgestaltung des Stadtraums nach. Eine Grossstadt war Basel bereits seit der Jahrhundertwende, nun verwandelte es sich in eine «funktionale» Stadt, die räumlich das Wohnen vom Arbeiten und dieses von der Freizeit trennte und ein Netz von Infrastrukturen ausbreitete. Stetig, fast möchte man meinen: ungerührt von allem, was sich sonst ereignete, von den Kriegen und Katastrophen, vom Auf und Ab der Krisen und Konjunkturen, ordnete Basel sich neu. In die Höhe und in die Breite wuchs die Stadt, gegen aussen, so weit es ging, und gegen innen, wenn Landes- und Kantongrenzen erreicht wurden. Erst jetzt, wo die Stadt neu wurde, gab es eine «Altstadt», die erneuert wurde. Und jetzt, wo die Urbanisierung sich voll entfaltete, der letzte Bauernhof verschwand, intensivierten sich andere Formen der städtischen Naturerfahrung: Parks wurden umgestaltet und Gärten bewirtschaftet. Die Natur in der Stadt wurde zur Stadtnatur. Und das Verhältnis der Menschen zu den Tieren verkomplizierte sich: geliebt als Haustiere, bewundert im Zoo, verbraucht im Labor.

Der Fluchtpunkt des fünften und letzten Kapitels ist die Entstehung der «Wissensgesellschaft» – ein Begriff, der in internationalen Zeitdiagnosen am Ende

des hier behandelten Zeitraums auftauchte. Das Kapitel umreisst die Konturen einer eifrigen Suche nach Orientierung durch Weltanschauung, Glauben oder Wissen in einer Welt, in der Neu und Alt aus der Balance geraten schienen. Reform- und Schutzbewegungen griffen mit Ideen und Angeboten in das Geschehen ein, die Kirchen behaupteten sich, aber die Religion verlor an Überzeugungskraft, die Kunst übernahm von ihr rituelle Funktionen, beispielsweise auf Friedhöfen. Experten und Expertinnen vermittelten das zunehmend definitionsmächtige Wissen, Museen und Universität öffneten sich einer demokratischer gewordenen Stadt.

Gefährdung und Normalität in der Stadt an der Grenze

Die Grenzlage Basels hat eine vielfältige und wechselhafte Geschichte. Mal zählte die Landesgrenze, ein andermal die kantonale, und manchmal stiessen die Pläne der Menschen auf topografische Bedingungen, die sie erfinderisch werden lassen. Mal waren Grenzen unsichtbar gezogen, mal deutlich markiert, nicht immer fielen sie ins Gewicht. In unserem Zeitraum spielten die politischen Grenzen in fast jeder Hinsicht eine Rolle: für die Wege, die Güter und Waren nahmen oder die für sie geschaffen wurden, für die Zugehörigkeiten der Menschen, für die Metamorphosen der gebauten Stadt. Die Landesgrenze insbesondere versetzte die Stadt auf wechselhafte Weise in ganz unterschiedliche Situationen: Sie verwob Basel mit den Nachbarstaaten durch wirtschaftlichen Austausch und isolierte es von der oberrheinischen Region in Kriegszeiten, sie verwies die Stadt auf einen nationalen Zusammenhang, in dem sie aufgrund ihrer Lage eine besondere Stellung einnahm.

Die Grenzlage war auch Grund für Gefährdung: Die Schweiz blieb verschont, aber Basel kamen die Kriege und Katastrophen sehr nahe. Doch in diesen Situationen und mehr noch zwischen den Kriegen stellte sich auch Normalität ein: Auch unter Gefahr galt es Lebensunterhalte zu bestreiten, wurde geliebt und getrauert und sich gelangweilt. Normalität war ein Anker, ein angestrebter Zustand in Zeiten des Aufruhrs und der Angst. Im 20. Jahrhundert war sie auch ein Ideal. Die Wissenschaften des vorangehenden Jahrhunderts hatten den «Durchschnittsmenschen» erfunden und ihre Bewertung von Menschen auf das «Normale» ausgerichtet; nun, im 20. Jahrhundert, lösten solche Vorstellungen allmählich frühere Messlatten des «Sittlichen» ab und definierten den Blick, mit dem zunehmend professionalisierte Akteure und Behörden Individuen betrachteten und Abweichungen ausmachten.

Stadtgeschichte schreiben

Jede Geschichte der Stadt ist eine Erzählung. Sie verbindet Entlegenes, lässt anderes links liegen, zweigt hier, nicht dort ab, sammelt dies und nicht jenes. Und die Stadt selbst ist ein Schauplatz, an dem sich Dinge ereignen, die sich auch woanders abspielen könnten, und andere, die so nur hier möglich sind. Die Stadt ist ein Schauplatz, aber auch eine Akteurin, verkörpert in denen, die sie bevölkern und die sie zugleich überdauert, materialisiert in Stein und Grün, die sie ständig auswechselt. Die Stadt ist auch ein Geschehen, das nicht nur dort stattfindet, wo sie liegt: Was von ihr ausgeht oder sich an ihrem Ort miteinander verknüpft, führt auch an andere Orte – ins Berner Oberland zum Beispiel oder an die afrikanische Westküste.

Für das Schreiben der Geschichte Basels von 1912 bis 1966 stellte sich uns deshalb die Frage des Blickwinkels. Wir haben uns nicht für einen entschieden, sondern für viele: für ein Netzwerk an Perspektiven, die Ansichten erschliessen und Sehmöglichkeiten anbieten – auf Bekanntes und Vielgehörtes, auf Neues und noch Unentdecktes. Ein besonderes Augenmerk haben wir darauf gerichtet, verschiedene Handelnde zur Geltung kommen zu lassen: nebst vertrauten geschichtlichen Figuren wie Politikern, Philanthropinnen oder Wirtschaftsführern auch eine unbekannte zugezogene Italienerin, beflissene Reformbewegte, unbequeme Kinder oder ein geliebtes Tier. Auch haben wir uns bemüht, etablierte Ansätze wie die Politik-, Sozial-, Wirtschafts-, Geschlechter- und Kulturgeschichte mit neueren wie der Verflechtungs-, der Ressourcen-, der Migrations-, der Umwelt- oder der Wissensgeschichte zu verbinden.

Mit diesen Werkzeugen haben wir die für unseren Zeitraum reichlich vorhandene Forschungsliteratur gesichtet und in einer Vielzahl von Archiven geforscht, um daraus eine anschauliche Darstellung der Geschichte Basels von 1912 bis 1966 zu gewinnen. Unterstützt wird unsere Erzählung von Bildern, die mehr als Illustrationen sind: Sie erzählen selber Geschichten, die wir zum Sprechen bringen wollten. Nicht selten stand am Anfang einer Geschichte ein visueller Fund: eine Fotografie oder eine Grafik, die unsrätseln liessen, welches Geschehen in ihnen wohl seine Spur hinterlassen hat.



SCHWEIZ ZOLLAUSSICHT
BASEL HÜTTENSTRASSE

Franziska Schürch

**Immer Krieg,
nie Krieg.
Der Rhythmus
des Jahrhunderts**



Es war an einem warmen Sonntagvormittag im Juni 1914. In Basel machten sich bereits viele Menschen auf den Weg in die Sommerfrische, als in Sarajevo die Weltgeschichte eine dramatische Wendung nahm. Die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgerpaars löste innerhalb weniger Wochen den Ersten Weltkrieg aus. Basel grenzte nun an Kriegsgebiet, statt Touristen und Touristinnen durchquerten Soldaten und Flüchtlinge die Stadt. Auch die anschliessende Friedenszeit trägt den Krieg in ihrem Namen. In dieser Nach-, Zwischen- und Vorkriegszeit prägte das Aufflammen des Nationalsozialismus in der unmittelbaren Nachbarschaft das Leben in Basel. Bald reihte sich an den «ersten» ein «zweiter» Weltkrieg, und noch einmal verband ihre geografische Lage die Geschicke der Stadt auf besondere Weise mit dem Weltgeschehen und dem kriegerischen Rhythmus des Jahrhunderts. Kaum wähnte man diesen Krieg hinter sich, fror ein Kalter Krieg den Ost-West-Konflikt ein und drängte verschiedene kolonisierte Länder in weiterhin heisse Kriege. Immer herrschte Krieg, aber nie in Basel: Die Stadt lernte, mit dem Schlimmsten zu rechnen, das für sie doch nie eintraf. Angst und Erleichterung wechselten sich ab und mischten sich ineinander.

Für den Frieden! Das Pulverfass Europa und ein Kongress in Basel

«Die europäische Sozialdemokratie verabscheut den Krieg, der am Horizonte Europas droht, aber sie fürchtet ihn nicht.»¹ Mit einer wortgewaltigen Rede begrüsste der sozialdemokratische Regierungspräsident Hermann Blocher am Sonntagnachmittag, dem 24. November 1912, die Spitze der europäischen Sozialdemokratie im Münster, dem religiösen Herzen Basels. Über 500 Delegierte aus 23 Ländern versammelten sich an dem zweitägigen Kongress, um gegen einen drohenden Krieg Stellung zu beziehen und den Friedenswillen der internationalen Arbeiterschaft zu demonstrieren.² Im Sommer 1912 hatte der Erste Balkankrieg die fragile Bündnispolitik zwischen den europäischen Grossmächten aus dem Gleichgewicht gebracht und eine aggressiv nationalistische, kriegstreiberische Stimmung befördert. In linken Kreisen formierte sich daraufhin eine internationale Antikriegsbewegung, deren Mitglieder einen Friedenkongress forderten. Die Sozialdemokratische Partei Basel (SP) bewarb sich um die Durchführung und erhielt den Zuschlag.

Dass für den öffentlichen Festakt das Münster gewonnen werden konnte, beeindruckte sowohl die Teilnehmerinnen und Teilnehmer als auch die internationale Presse. Das Zusammensehen von Kirche und Sozialismus, wie es sich am Friedenkongress erstmals manifestierte, stand in Verbindung mit dem Wirken des Theologen Leonhard Ragaz, der zentralen Figur der internationalen Bewegung des religiösen Sozialismus. Während seiner Zeit als Münsterpfarrer hatte Ragaz diesen in der kirchlich-protestantischen Bevölkerung Basels zur Verbreitung verholfen. In den roten Fahnen, die während des Kongresses am Eingang des gotischen Chors hingen, an Glockengeläut und Orgelspiel im Verbund mit den kämpferischen Reden der führenden Sozialisten, erkannte der Kongressteilnehmer Ragaz einen Hoffnungsschimmer für eine alles entscheidende Zeitenwende. In einem Artikel beschrieb er diesen Moment als Ausdruck einer neuen Ökumene: «Inmitten einer Welt, die bereit ist, sich in Nationalhass zu zerfleischen, sind sie [die Sozialisten] ein Reich von solchen, die sich als eine brüderliche Gemeinschaft wissen, ein neues Reich. [...] Aber Wunderbareres noch war zu sehen: unmittelbar unter der Münsterkanzel sassen [...] Bebel, Adler, Jaurès, Hervé – der Sozialist, der Israelite, der ‹Atheist›, der Anarchist.» Dies seien die Zeichen einer neuen Gesellschaft und einer neuen Kirche «wo wir uns alle wieder finden werden, alle die jetzt Getrennten, Feindlichen [...].»³



1 Ankunft des Demonstrationszugs anlässlich des Friedenskongresses. Foto: Bernhard Wolf, 1912. —

Am Nachmittag des 24. November 1912 fand in der Basler Innenstadt ein Friedensmarsch statt. Rund 20 000 Männer, Frauen und Kinder zogen von der Kaserne auf den Münsterplatz. Da im Münster nur begrenzt Platz war, gab es für alle, die nicht hineinpassten, ein Programm mit Reden im Freien.

Am Montag, dem 25. November, billigten die Teilnehmerinnen und Teilnehmer des Kongresses an ihrer Plenarsitzung in der Burgvogtei einstimmig das am Vorabend ausgehandelte Friedensmanifest. In aller Deutlichkeit forderten sie die Grossmächte auf, ihre «Gegensätze» zu überwinden und so «die grösste Gefahr für den Weltfrieden [zu] beseitigen». Ihren Friedenswillen sollten die «Proletarier und Sozialisten aller Länder» mit «allen Mitteln» kundtun.⁴ Am Abend desselben Tages, nach Abschluss des offiziellen Kongresses, organisierte der «Schweizer Arbeiterinnenverein» eine Frauenversammlung. Die Stimmung an dem gut besuchten Anlass war geprägt von den düsteren Prognosen der Hauptrednerin Clara Zetkin. In einer eindringlichen Rede antizipierte sie das Grauen eines technisierten Kriegs und appellierte an die Frauen alles zu tun, um den «Massenmord der Seelen, der eine unausbleibliche Folge des Krieges ist» zu verhindern.⁵

Das Ende des Balkankriegs löste in Europa ein militärisches Wettrüsten aus. Auch in Basel hatten die Behörden 1912 mit der Planung eines neuen Zeughauses begonnen und das Geschäft im Eiltempo durchs Parlament geschleust.⁶ Der funktionale Bau mit Eisenbahnanschluss am Strand war nötig geworden, um mehr Platz für grössere Truppen und mehr Material zu schaffen. Grundlage dafür war die erste nationale Truppenordnung (TO 11), mit der die Schweizer Armee modernisiert und die Truppenstärke von 240 000 (1910) auf über 300 000 Mann (1914) erhöht wurde.⁷

Nur wenige Monate nach dem Friedenskongress fanden im Frühjahr 1913 die «Flugtage beider Basel» statt.⁸ Mit Flugshows, Zeitungsartikeln und öffentlichen Veranstaltungen sammelte die Schweizerische Offiziersgesellschaft Spenden für eine eigene schweizerische Luftwaffe. In Basel war der Anlass ein grosser Erfolg. Sogar in den sozialdemokratisch geprägten Kleinbasler Arbeiterquartieren verliefen die Haus-zu-Haus-Sammlungen überraschend gut. Auf politischer Ebene lehnten die Sozialdemokraten neue Rüstungskredite kategorisch ab, solange das Militär auch gegen Streikende eingesetzt wurde. In Basel passierte dies regelmässig, so zum Beispiel wenige Wochen nach der Spendensammlung, im Mai 1913, als die Basler Regierung gegen die rund 12 000 Streikenden des Färberstreiks militärische Unterstützung beim Bund anforderte.⁹ Doch angesichts der gefühlten Bedrohung waren sogar Arbeiterinnen und Arbeiter bereit, in die Aufrüstung der Armee zu investieren.

Der Ausbruch eines europäischen Kriegs schien jederzeit möglich, aber erst die Ermordung des österreichisch-ungarischen Thronfolgers Franz-Ferdinand am 28. Juni 1914 durch serbische Nationalisten zündete den Funken am Pulverfass Europa. Alle Friedensbemühungen fanden ein jähes Ende. Österreich-



2 Der «Style bulgare» im Musterbuch der Firma W. Sarasin & Co., 1912. — «Es musste auffallen, wie sehr diese Geschmacksrichtung, veranlasst durch den Krieg am Balkan, sich die Mode erobert hatte.» Die breite Sympathie mit dem Balkanbund bildete sich, wie der Jahresbericht der Handelskammer von 1913 festhält, auch in

der Basler Seidenbandindustrie ab. Der «Style bulgare» zeichnete sich durch «grelle Farbeffekte in zumeist schwerfälligen Dessins» aus. Als Bordüren auf Hüten und Kleidern wurden die Bänder mit ihren «grossen, fast grotesken Dessins» in «gewagtesten Farbkontrasten» appliziert (Jahresbericht Handelskammer 1913).

Ungarn erklärte Serbien den Krieg und löste damit eine Kaskade weiterer Kriegserklärungen aus. Am 1. August rückten auch rund 220 000 Schweizer in den Aktivdienst ein. Am selben Tag erteilte die Vereinigte Bundesversammlung dem Bundesrat fast unbeschränkte Vollmachten und bestimmte in einer konfliktgeladenen Wahl den deutschfreundlichen Ulrich Wille zum militärischen Oberbefehlshaber.

Der Erste Weltkrieg: Geschlossene Grenzen, soziale Not

Basel war zu Beginn des Ersten Weltkriegs aufgrund seiner geopolitischen Lage besonders gefährdet. Das seit 1870 zu Deutschland gehörende Elsass war für die Erzfeinde Deutschland und Frankreich von strategischem Interesse, und so fanden dort bereits in den ersten Kriegstagen Kämpfe statt. Die Sympathien für die beiden Kriegsparteien spalteten die Bevölkerung. Bei der Volkszählung von 1910 waren über dreissig Prozent der Basler Wohnbevölkerung deutsche Staatsangehörige, lediglich drei Prozent waren Französinnen und Franzosen.¹⁰ Die Verbundenheit mit der deutschen Kultur und die Bewunderung des preussischen Militarismus waren dementsprechend weit verbreitet. Aber auch die Verbindungen nach Frankreich waren eng, nicht zuletzt in der Basler Oberschicht, die familiäre, aber auch wirtschaftliche Beziehungen mit beiden Ländern pflegte. Die verschiedenen gelagerten Sympathien trennten Familien bis ins Ehebett. Der bei Kriegsausbruch siebenjährige Alfred Rasser, später für seine Paraderolle des ‹HD Läppli› bekannt, erinnerte sich Jahre später, dass während des Kriegs auf dem Nachttisch seiner badischen Mutter ein Bild von General Hindenburg, auf demjenigen des Vaters, ein Elsässer aus Geispitzen, eines von General Joffre stand: «Ich hab nicht recht verstanden, was die Eltern hitzig diskutierten, aber ich hab immer gewusst, wenn der Joffre nicht entstaubt war, dann hatten die Franzosen eine Schlacht gewonnen.»¹¹

In der übrigen Schweiz verliefen die Sympathien entlang der Sprachgrenze.¹² Der Bundesrat rief deshalb im Oktober 1914 die Schweizerinnen und Schweizer auf, sich mit öffentlichen Sympathiebezeugungen für einzelne Nationen zurückzuhalten und betonte die Pflicht zur Neutralität gegenüber allen kriegsführenden Staaten sowie die Notwendigkeit zu «kraftvoller Geschlossenheit und unerschütterlicher Einheit»¹³. Daran entzündete sich eine heftige Debatte: Etliche Intellektuelle und Politiker äusserten sich, darunter auch Schriftsteller wie der spätere Baselbieter Nobelpreisträger Carl Spitteler, der im Dezember 1914 in seiner emotionalen Rede ‹Unser Schweizer Standpunkt› die Neutralität als Grundlage für die nationale Einheit der Schweiz betonte.¹⁴

Grenzsperre und Mobilmachung: Eine Stadt in Aufruhr

Niemand war überrascht vom Kriegsausbruch und doch fühlte man sich überrumpelt.¹⁵ Noch wenige Tage zuvor konnte man in der Basler ‹National-Zeitung› lesen,



3 Mobilmachungsplakat der Basler Regierung vom Juli 1914. — In Kriegs- und Krisenzeiten ist die Kommunikation von Informationen entscheidend. Während des Ersten Weltkriegs steckte das Radio noch in den Kinderschuhen, und so informierte die Regierung mittels Plakatanschlägen, Flugblättern und Zeitungsinsseraten. Dieses Plakat zur Pikettstellung der Armee diente zur Vorbereitung der tags darauf ausgerufenen Generalmobilmachung. Der Bundesrat benachrichtigte die Kantone am 1. August 1914 per Telegramm über die Mobilmachung, diese kommunizierten die Nachricht mittels vorbereiteten Mobilmachungsplakaten an die breite Bevölkerung.

es sei schlicht gegen alle Vernunft, «[d]ass der furchtbare Weltbrand wegen eines Konfliktes an der hinteren Donau über die Menschheit hereinbrechen sollte».¹⁶ Entsprechend herrschte in den ersten Augusttagen Chaos; wilde Gerüchte kursierten, die Zeitungen konnten kaum verlässliche Informationen liefern, und in jedem Ortsfremden glaubte man einen Spion zu erkennen.

Aufgrund der internationalen Krise wurden bereits am 31. Juli die Landesgrenze geschlossen und der internationale Bahn- und Schiffsverkehr eingestellt. Nach einer ersten hektischen Grenzsperre durch die Polizei übernahm am 1. August das Militär den Grenzschutz. In einer zunächst improvisierten Aktion wurde die Grenze von Allschwil bis Burg mit Bohnenstangen und roten Stofffetzen markiert und die Grenzübergänge verbarrikadiert.¹⁷ Für die Angehörigen der Soldaten waren es düstere Tage, wie die 33-jährige Elisabeth Schmid-Fehr, Ehefrau eines Anwalts und Mutter zweier Kinder, in ihrem Tagebuch notierte: «Peter muss Montag 1½ Uhr einrücken. Es sind die Tage der Weibertränen, man fühlt es förmlich in der Luft; der strahlende Sonnenschein steht in grösstem Kontrast zu all' der Trauer, die sich über die Welt senkt mit schweren Flügeln.»¹⁸